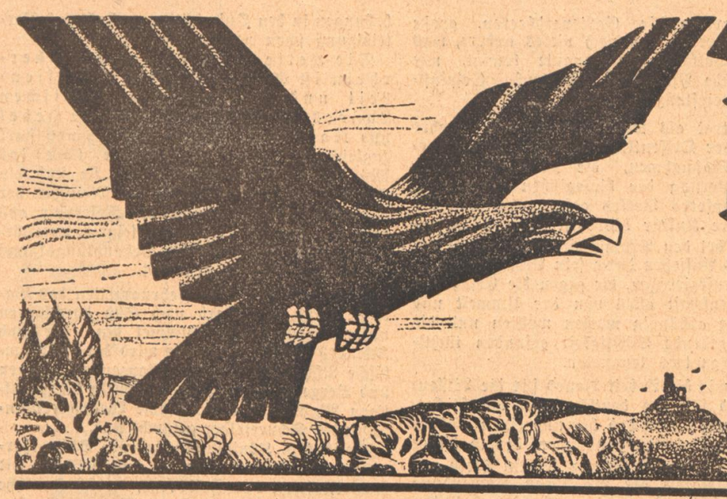
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

6 (11.2.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 6 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 11. Februar 1934

Anwalt des Lebens

Wo steht der Mensch? – Viele Antworten und doch keine?

Alle Menschen hängen am Leben. Es bedarf schon eines unerhörten Schicksals, bis der Mensch soweit kommt, daß er sein Leben verachtet oder gar verabscheut.

Dies ist denn auch oft eine wirkliche Katastrophe.

Eher könnte man behaupten, daß es sehr viele gibt, die dem Leben nur mehr gleichgültig gegenüberstehen. Eine gewisse Müdigkeit oder auch Uebersättigung hat von ihnen Besitz ergriffen.

Selten aber wird man es erleben, daß die Jugend, im weitesten Sinne des Wortes gesehen, das Leben nicht ganz bejahte, das ja ihr Element ist. Menschenhasser, Seelenlose und Schiffbrüchige aller Art nur fliehen gerne dieses Leben, das doch schon ein Teil des ewigen Lebens ist im Geiste des Schöpfers. Und wenn das Mittelalter einen Vorwurf mit Recht verdient, so ist es der, daß es dieses Leben und die ganze von Gott geschaffene schöne Erde als ein Jammertal hinstellte.

Eher sind Menschen, die dies tun, als jämmerlich anzusehen. Trotz allen Leides, das doch weiß Gott oft wohlverdientes Schicksal ist, wird jeder gesunde und wahrhaftige Geist das Leben bejahen. Auch Christus war ein Anwalt des Lebens gegen den Tod, er war der Menschheit größter Arzt, weil er den Tod überwunden hat. Alle echten Aerzte sind die geborenen Anwälte des Lebens.

Es ist also wichtig für uns, einen solchen Anwalt des Lebens zu unserer Frage „Wo steht der Mensch?" zu hören.

Der Arzt: Jenes große Naturgesetz von der „Erhaltung der Energie" hat mich als jungen Gymnasiasten so begeistert, daß daraus vielleicht die Entscheidung für meine Berufswahl herzuleiten ist.

Diese verblüffende Verwandlung von Feuer und Wasser in Dampf und vom Dampf in Zugkraft und von der Zugkraft der Dampfmaschine in die unsichtbare, auch fernwirkende Wellenkraft des elektrischen Stromes; die Verwandlung der Sonnenwärme in millionenfältige Pflanzengestalten, in Farben-, Geruchs- und süße und saure Geschmackswunder, die Verwandlung der Pflanzen- und Fleischstoffe in neue Energien des tierischen und menschlichen Wesens beim Ernährungsvorgang, all das hat mich von jeher brennend interessiert und hat mich bis heute nicht mehr losgelassen.

„Nichts in der Welt geht verloren?!"

Ist dies nicht ein unerhörtes Glaubensbekenntnis zum Wunder der Schöpfung?

Aber der Tod?

Immer wieder sah ich da und dort Energien verschwendet. Ich sah sie im Nichts versickern, die doch starke Möglichkeiten und Fähigkeiten in sich geborgen und erstrebt hatten. Ich sah den Tod sogar das blühende Leben anfallen und entschloß mich, mein ganzes Leben der Anwaltschaft gegen den Tod zu widmen.

So wurde ich Arzt. Seither habe ich schon tausendmal mit dem Tode getanzt und ihm gar manches Schnippchen geschlagen. Ich weiß Fälle, wo ich mit ihm gerungen habe um ein Opfer, das er mit grinsendem Hohn schon als seine sichere Beute betrachtete. Ich bin als glücklicher Sieger hervorgegangen. Das Schlimmste in solchem Kampfe ist immer das Nachlassen des Lebenswillens des Kranken. Schmerzen oder Fieber oder mangelnde Nahrungszufuhr haben oft den Kranken so müde und mürbe gemacht, daß er selbst sterben will. Dann ist mein Kampf doppelt schwer.

Ich kenne nämlich dem Tode gegenüber keine Kompromisse.

Meine Ehre ist mit der Erhaltung des Lebens verknüpft, ebenso wie mein Gewissen.

Denn das Leben ist für mich das heiligste und schönste und kostbarste Geheimnis; es ist mein Triumph dem Tode gegenüber, daß das Leben ewig stärker ist als der Tod: Die Erhaltung der Energie.

Was ist der Tod?

Es mag verblüffen, aber es ist doch so: der Tod existiert überhaupt nicht. Wenigstens nicht als eine selbständige Kraft oder Macht. Das, was wir Tod nennen, ist nur eine Phase des allmächtigen Lebens, ein Uebergang, eine Wandlung. Wenn sich eines von den in Milliarden von der Natur verschwenderisch ins Leben gerufenen Individuen ausgelebt hat, im Sinne seiner erbmäßigen Entfaltung und Entwicklung, so löst es sich wieder auf, der Gedanke des Individuums weicht dem Gedanken des Allebens in mannigfachster Form. Das ist der natürliche Tod. Gegen diesen ist auch der Arzt fast ganz machtlos. Sind aber gewaltsame Einwirkungen oder verkehrte Lebensweise oder schwache Erbveranlagung der Grund für den Zerfall eines Menschen, dann ist jener Kampf gegen den Tod notwendig, von dem ich oben geschrieben habe.

Aber auch hier gilt es für uns Aerzte, immer den Blick fürs Ganze offen zu halten. Steht doch der ganze Verlauf des Lebens in Abhängigkeit von der Erbveranlagung. Ja, der Erbarzt ist heute in der Lage, in bestimmten Fällen die zukünftige Beschaffenheit des Nachwuchses vorauszusagen. Und das ist oft ein sehr trauriges Kapitel. Doch davon das nächste Mal.

Ernst Herold

Fortsetzung folgt.

Friedrich Wilhelm Bessel
der große deutsche Astronom des 19. Jahrhunderts

Worte Paul de Lagarde's

Die Jugend ist zum Höchsten fähig, wenn mit dem Höchsten Ernst gemacht wird.

*

Marschiert Deutschland für ein Ziel, so werden stumpfe Naturen sofort schneidig, schlaffe sofort spannkräftig; eine große Zeit erweist sich dadurch, daß die Blinden zu sehen, die Tauben zu hören, die Lahmen zu gehen anheben.

*

Frei ist nicht, wer tun kann, was er will, sondern, wer werden kann, was er soll. Frei ist, wer seinem anerschaffenen Lebensprinzipe zu folgen imstande ist. Frei ist, wer die von Gott in ihn gelegte Idee erkennt und zu voller Wirksamkeit verstattet und entwickelt.

*

Geistiges Leben wächst aus sich selbst und wächst nur aus sich selbst. Der Staat kann die Kunst, die Wissenschaft nicht zwingen, zu werden, er kann nur Anstalten treffen, diese Pflanzen, wann sie gewachsen sind, vor dem Untergange zu schützen.

*

Es ist zweifellos nicht statthaft, daß in irgend einer Nation eine andere Nation bestehe:

Es ist das Recht jedes Volkes, selbst Herr auf seinem Gebiete zu sein, für sich zu leben und nicht für Fremde.

Aus dem Inhalt:

Friedrich Roth: Baden als landschaftliche Einheit
Rudolf Spuler: Erwin Baur
Josef Ponten: Die Rasputiza
Carl Conrad: Der verlorene Sohn
Anna Maria Renner: Badische Forschertat
Hans Krämer: Das Jagdhaus bei Baden-Baden
Eckart Klein: Wunder der Wellen
Egon Larsen: Reichsarchiv des Films
W. S. van Dyke: Renntier und Walfisch im Film.

Alemannische Köpfe:

Erwin Baur / Der große Vererbungsforscher

Von Rudolf Spuler

Am 2. Dezember 1933 ist einer unserer bedeutendsten Vererbungsforscher, der bedeutendste Pflanzenzüchter Deutschlands und einer der ersten der Welt durch ein Herzleiden aus unserer Mitte abgerufen worden.

Erwin Baur wurde im Jahre 1875 zu Ichenheim bei Lahr in Baden als Sohn des Apothekers Wilhelm Baur geboren. Nach seiner ersten Schülzeit in Ichenheim, kam er auf das Gymnasium in Konstanz und dann in die Untertertia nach Karlsruhe. Hier machte er 1894 das Abiturium.

Schon von seinem Vater her, der ein tüchtiger Botaniker (vor allem Mooskenner) war, hatte er früh Anregung zu den Naturwissenschaften erhalten. In Konstanz wurde von dem Begründer des Roßgartenmuseums Leiner diese Interessen weiter gefördert. In Karlsruhe machte er mit seinem Vater und gleichgesinnten Freunden viele Exkursionen; zu allen Jahreszeiten lernte er da die Umgebung der Stadt genau kennen, nicht nur die Tier- und Pflanzenwelt. Erwin Baur hatte in den Oberklassen schon eine Spezialität: die Flechtenkunde und war als Schüler schon bei den Kennern weithin bekannt.

Schon auf dem Gymnasium machte er mit seinem Vater eine Reise nach Norwegen und dem Nordkap, wobei außer Pflanzenmaterial noch viel Interessantes gesehen und mitgebracht wurde.

Nach Beendigung der Schulzeit bezog Baur die Universität Heidelberg, wo er das Studium der Medizin wählte. Bis zuletzt hat er die Vorteile betont, die ihm diese Studien auch für später gebracht haben. Der Horizont war dadurch erweitert worden und die gründliche Schule in Morphologie und Physiologie bewährte sich. Daß in den letzten Jahrzehnten die biologischen Kenntnisse der Mediziner immer geringer wurden, hat er ja noch vor kurzem gesagt.

Nach Heidelberg war er in Freiburg, wo er einer der Pioniere des Schisports wurde. Nach dem Physikum und der Militärdienstzeit war er in Straßburg und dann bis zum Staatsexamen 1900 in Kiel. Während der ganzen Studienzeit beschäftigte er sich noch mit der Botanik. Eine Zeit lang war er Assistent bei Reinke in Kiel. Schon damals wollte er eigentlich ganz zur Botanik übergehen, da er aber wußte, wie schwer es für einen Privatdozenten war weiter zu kommen, wandte er sich der praktischen Medizin, der Psychiatrie zu; zuerst in Kiel, dann in Emmendingen. Hier beschäftigte er sich mit Entwicklungsgeschichte, aber er sah, daß ihn die praktische Medizin nicht befriedigen konnte, und entschloß sich nun doch, zur Botanik überzugehen. In Freiburg bei Oltmanns machte er seinen Dr. phil. und kam dann als Assistent nach Berlin zu Schwendener, wo er sich 1904 habilitierte. Hier begann eine rege wissenschaftliche Tätigkeit, wobei ihm Schwendener freie Hand im Institut ließ. Bald begannen die Versuche über Chimärenbildung und Vererbung.

Vor kurzem waren erst die Mendelschen Spaltungsgesetze der Hybriden wieder aufgefunden worden. Da die Pflanzenkunde seit Mendels Zeiten bedeutende Fortschritte gemacht hatte, kam man auch rasch über Mendel hinaus. Die Arbeiten über die reinen Linien, Modifikationen etc., gaben neue Grundlagen.

Die Ergebnisse von Baur galten bald als besonders zuverlässig, denn er machte damals alle Versuche selbst.

Aber trotz dieser Leistungen dauerte es lange, bis er eine planmäßige Stelle bekam. 1911 wurde er ordentlicher Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin und hatte damit eine sichere Stellung. Hier konnte er auch schon daran gehen, seine Erfahrung über Vererbung an seiner Leibpflanze „Löwenmaul" auf unsere Kulturpflanzen anzuwenden. Inzwischen war seine „Experimentelle Vererbungslehre" erschienen, die heute in 11. Auflage vorliegt. Es ist wohl das am klarsten geschriebene Buch über Vererbungslehre, wie auch sein Beitrag zum Baur-Fischer-Lenzschen Sammelwerk diesen Vorteil besonderer Klarheit hat.

Das im Jahre 1933 gegründete Institut für Vererbungslehre konnte nach dem Krieg, während dem er Militärdienst getan hatte, erweitert werden. So war es ihm möglich, an das neu gegründete Institut für menschliche Erblichkeitslehre Eugen Fischer als Direktor zu bringen. Als die Räume in Dahlem zu eng wurden, wurde 1927/28 das Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg gegründet mit großen Versuchsflächen. Hier konnte die eigentliche praktische Pflanzenzüchtung in größerem Maßstabe zum Nutzen der deutschen Volkswirtschaft ausgeführt werden.

Durch Baurs Untersuchungen war das Löwenmäulchen zu der weitaus am besten genetisch bekannten Pflanze geworden, die hier gewonnenen Resultate ermöglichten es bei den Kulturpflanzen viel rascher zum Ziel zu gelangen, als man es früher für möglich gehalten hatte.

Baur war von Jugend auf mit der Landwirtschaft vertraut und mit den verschiedensten Kulturen bekannt. Er wußte also was nottut und hatte einen besonderen, intuitiven Blick für die Wege zum Erfolg.

So züchtete er einen Weizen für leichte Böden, der für Norddeutschland nötig war. Die Züchtung der giftfreien Lupine macht uns von der Einfuhr eiweißhaltigen Futters, der uns etwa 300 Millionen Mark im Jahr kostet unabhängig, dazu dient diese Pflanze noch erheblich zur Bodenverbesserung.

Für uns sind die Züchtungen von mehltaufesten Reben besonders wichtig, dadurch wird viel Geld und Zeit für das Spritzen gespart. Der nikotinfreie und nikotinarme Tabak ist in der Türkei schon im Großanbau, noch viele Versuche laufen in Müncheberg und sind zum Teil schon erfolgreich abgeschlossen: ich nenne nur lagerfeste frühreife Tomaten, aufrechtstehende, aromatische Gartenerdbeeren, große Johannisbeeren und noch vieles andere, was unserer Volkswirtschaft zugute kommt, wie fettliefernde Pflanzen, Kautschuck-, Gespinst- und Arzneipflanzen.

Baur trat als Mediziner schon im Jahre 1921 in der Oeffentlichkeit auf gegen die verkehrten Maßnahmen, die zu einer rapiden Verschlechterung der biologischen Zusammensetzung unseres Volkes geführt hat und damit unsere Kultur bedrohte. Vor allem erregte er bei den Prominenten jener Zeit unliebsames Aufsehen durch sein Auftreten gegen die Milieusoziologen, die gegen die Erfahrung der Wissenschaft alles von der Umwelt und Erziehung abhängig machen wollten und die ausschlaggebende Wichtigkeit gesunden tüchtigen Erbgutes leugneten.

Wenn wir die Arbeit Baurs für die Wissenschaft und für das deutsche Volk überblicken, so sehen wir: Der Tod hat uns einen Führer auf diesen Gebieten genommen, der in seiner wissenschaftlichen Begabung, seinem Fleiß und seiner Fähigkeit der praktischen Anwendung des Erforschten kaum einen Nachfolger finden wird. Es ist nur zu hoffen, daß in seinem Sinne und in seinen Intentionen weitergearbeitet wird zum Wohle des Volkes und zum Gedeih der Wissenschaft.

Erwin Baur

Berge der Heimat / Baden als landschaftliche Einheit

Von Friedrich Roth

Ich habe Deutschland auf Schienensträngen kreuz und quer durcheilt, ich fuhr durch den Apennin der silberhellen Riviera entlang, ich sah vom ratternden Schnellzug aus die schwellenden Hügel Frankreichs mit ihrem überströmenden Licht, nie fand ich gleiche Schönheit als bei den Fahrten durch die gesegnete Ebene am Rhein, an deren Flanke die Berge des Odenwaldes und des Schwarzwaldes großartiges Spalier bilden. Man mag zu allen Zeiten diese unvergleichliche Landschaft durchfliegen, immer zeigt sie sich in schönerem Gewande, so daß man nicht weiß, ob man dem rauschenden Sommer, dem blütenweißen Frühling, dem brandenden Herbst oder dem fahlen, von der feuerroten Westsonne durchglühten Winter den Vorzug geben soll. Stets aber schlägt sie einen erneut in ihren Zauberbann, der Norddeutsche verstummt vor der Fülle der Geschichte, und den Heimischen faßt es schicksalhaft an, daß hier seine Heimat ist, ein Einziges von der Weschnitz bis zur Wiese, bestimmt durch Strom, Tal und Gebirgsfront, in seinen Leuten stammesmäßig abgesetzt, aber kaum verschieden, sondern durch das beinahe zweitausendjährige Kampf- und Noterlebnis am Ausgang des Reiches innig zusammengeschweißt. Ist der rheinpfälzische Schlag zwar beweglicher und zungenfertiger, so gefällt er damit nicht übel dem schwerblütigeren Alemannen und umgekehrt, haben doch beide ihre profunde Seele und in allem Wesentlichen den gleichen Hang, freie ungebundene Menschen zu sein mit dem Sinn zu hoher Selbstverantwortlichkeit, ein volles Leben zu leben unter Gottes Himmel und doch bereit, jederzeit einem harten Schicksal entgegenzutreten, wenn es galt, die geliebten Gaue vor mörderischem Einbruch zu schützen. Zwar wäre das Dasein in dem fruchtbaren und von weiten Horizonten umspannten Tiefland geeignet, die Menschen zu Gleichgültigkeit, Weichheit und Melancholie zu stimmen, wenn nicht das wunderbare, lebendige ebenso trotzige als erhabene Mahnmal der Berge in ihrem Rücken wäre. Dort auf den ätherumleuchteten Höhen ist der Wohnsitz der Götter des Landes. Sie sahen die Ureinwohner kommen und wechseln, die blonden Germanenschöpfe gegen die streitbaren Römer fechten und verfolgten den ununterbrochenen bitteren Kampf um den deutschesten Strom. Sie schwiegen, wie im flachen Lande drunten die Dörfer brannten, sie sahen Armut über die Felder schleichen und vertrauten auf die unverwüstliche Kraft des Volkes, das alles eher erdulden konnte als Knechtschaft, das auf weitestem Vorposten des großdeutschen Reiches am treuesten und zu dessen Größe und Einheit sich zu opfern jederzeit bereit war.

Grimmelshausen, der Bürgermeister von Renchen vor dreihundert Jahren, echtester Badener, tapferster Grenzwächter als Soldat und größter Dichter am Rheine, schlug sich für Ober- und Unterland und focht sowohl bei Philippsburg als auch bei Freiburg. Er kannte den Wert des Schwarzwaldes wie des Odenwaldes als natürliche Schutzwälle. Und der Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden hat sein Leben lang darum gerungen, eine Phalanx von Tüllingen bis Heidelberg herzustellen, damit die Einbruchsstelle am Kraichgauer Hügelland widerstandsfähiger und nicht entblößt würde. Allenthalben liefen seine Verteidigungslinien aus der Ebene bis hoch auf die Berge hinauf, mit den oft heiß umkämpften Abschlußschanzen für die Nachfahren Stätten der Verehrung schaffend, wie sie zu Urväterzeiten auf abgesonderten Erhebungen in den Opferstätten zu Kult und Verteidigung schon waren.

Die Kette der Gebirge am Oberrhein ist Symbol der Geschlossenheit und Einheit des Badischen Landes; sie zählen zu ihren Söhnen Hebel und Nadler; sie strahlen friedlich und stark zugleich in schmerzlichem Verzicht über das Münster zu Straßburg hinweg, sie sind ein Speicher der Gesundheit für die Menschen der Niederung und der Städte, das Reservoir, aus dem das heutige Leben mit seinem unerhörten Menschenverschleiß im Behauptungskampf des Grenzlandes sich erneuert.

Wenn wir zu klaren Februarzeiten das Badische Land von Nord nach Süd durchfahren unter einem blauen Himmel hin, der auch Schillers Entzücken war, so wird der dithyrambische Rhythmus der vorbeitanzenden Burgen und Berge noch großartiger, je mehr die gewaltigen Massive in das einsame Weiß weithinziehender Schneefelder getaucht sind.

Melibokus, Königstuhl, Badener Höhe, Hornisgrinde, Belchen, Blauen und dahinter die freie Majestät des Feldbergs, welch stattliche Reihe, welch herzlich vertraute Namen! Droben weite Sicht den Rhein hinauf und hinab.

„Kirchtürme, Fluren, Fels und Wipfel
brannten —
Und weit ins farbentrunkene Land hinein —
Schlang sich ein Feuerstrom mit Funkensprühen —
Als sollt' die Welt in Himmelsloh'n verglühen".

singt Eichendorff von den Höhen des Odenwaldes herab, und Burte, der Alemanne, endet seinen „Simson":

„Laßt uns auf die Berge treten,
Von den Bergen kommt das Licht."

Maximen von Chamfort

Uebertragen von Max Dufner-Greif

Liebe muß mehr sein als nur der Austausch zweier Hirne und die Berührung zweier Häute.

Einer verliebten Laune genügt es, an zwei schönen Augen Gefallen zu finden, aber zur Ehe taugt man nur, wenn man um der Liebe willen seine Fehler zum Opfer zu bringen vermag.

Eine Frau ohne Kinder ist wie ein Mann ohne Gedanken.

Für die Gesellschaft ist der Geist auch nur ein Blindekuhspiel, und wenn man dem Ding noch so große Namen gibt, alles Ziel geht doch nur darauf aus, in der Ecke ein hübsches Mädchen zu haschen.

Genießen und Genuß spenden, darin liegt der Sinn des Lebens, wenn man weder sich noch andere damit in Versuchung führt.

Die menschliche Gesellschaft zerfällt in zwei große Klassen: die einen haben mehr Nahrung als Hunger, die anderen mehr Hunger als Nahrung.

Ein Hohlkopf spürt sein leeres Wesen so lang nicht, als er noch seinen Bauch zu füllen hat.

Ein Mann von Geist ist verloren, wenn er seinem Talent nicht durch Charakter die Waage hält.

So viele berühmte Menschen unserer Zeit ich auch kennen gelernt habe, immer habe ich sie unglücklich gesehen und leidend an dieser schönen Leidenschaft nach Ruhm, noch schlimmer, ich sah sie fast alle sterben, nachdem sie dadurch ihren ewigen Wert verloren hatten.

Die ersten Schauer des Schmerzes haben mir einen Panzer geschaffen gegen die kommenden.

Was ist ein Philosoph? Das ist ein Mann, der mit der Natur gegen das Gesetz der Schwachen rebelliert, der mit Vernunft die Gewohnheit besiegt, der sein Gewissen dem Zwang der Gasse und sein Urteil dem Irrtum entgegenstellt.

Man beherrscht die Menschen mit dem Geist, denn man spielt auch nicht Schach mit einem guten Herzen.

Liebe macht zum Narren wie der Ehrgeiz zum Tor.

Vorurteil, Eitelkeit, Berechnung: das regiert die Welt! Wer als Regeln seiner Lebensführung nur Vernunft, Wahrheit oder Gefühl kennt, der schließt sich damit von der menschlichen Gesellschaft aus. In sich selbst muß man sein Glück suchen, um es zu finden!

Warum ich nur ungern etwas veröffentliche? Weil ich die Achtung der anständigen Leute und mein einsames Glück mehr liebe als ein paar Lobreden und den Betrug der Verleger, denn hinter jedem Erfolg lauern nur die Beleidiger und Verleumder.

Wenn kleine Geister zu hohen Würden gelangen, so füllen die den leeren Raum, der zwischen Herkommen und Endziel liegt, mit Dünkel oder Grobheit aus.

Neid ist Schwäche, die weder vollbringen noch bewundern kann.

Wenn man in einem Staat den Geist vermißt, so sitzt er gewöhnlich vergessen und verhungert im Vorzimmer eines Ministers.

Ein Dichter ist ein Mann, der Dinge lehrt, die zu verwirklichen es ihm an der Macht gebricht, und er wendet sich dabei an Hörer, die zum Werk wohl die Gewalt hätten, ihn aber nicht begreifen oder nicht begreifen wollen, sei es aus eigener Dummheit oder im Gedanken an die der anderen.

Berliner Filmbrief

Je populärer ein Künstler wird, desto mehr muß er darauf verzichten, ein Privatleben zu haben, oder wenigstens dieses Privatleben geheimhalten zu können. Ein sehr witziger und gescheiter Schauspieler hat einmal gesagt, er habe zwei Privatleben a und b . . „a" sei das Privatleben für die Oeffentlichkeit, das „Photographier-Privatleben" und „b" sei das wirkliche Privatleben das ihm durch a gelungen sei, tatsächlich privat und für sich zu behalten.

Die Neugierde ist eine der unliebenswürdigsten menschlichen Eigenschaften und eine reichlich alberne Schwester der ernsthaften und tugendsamen Wißbegier. Aber sie ist sehr viel lebendiger als letztere und wird nie auszurotten sein, so lange es den „lieben Nächsten" gibt, und je ferner dieser Nächste ist, desto heftiger umkreist ihn die Neugierde.

Lieschen Neumann sieht im Kino einen neuen Schauspieler, der es ihr antut; sie läßt es nicht dabei bewenden, sich von seinem Spiel ergreifen zu lassen; sie hebt ihn auf den Sockel ihrer Anbetung, aber auf diesem Sockel muß nun eingraviert werden, wann und wo er geboren ist, ob und mit wem verheiratet (wenn ja, entringt sich ihr ein Seufzer), wo er wohnt, wie er lebt, was für Haustiere sein Heim verschönern, ob er bestimmt im Leben auch so sympathisch ist wie im Film und so weiter und so weiter.

Wir lächeln darüber, erhaben wie wir sind und vergessen nur allzu oft, daß Lieschen Neumanns Psyche sich in tausenden und abertausenden von Kinobesuchern wiederfindet, daß Lieschen wesentlicher Bestandteil der Menge ist, die die Filmtheater der Welt füllt und sich ihre Eintrittskarte nicht etwa vom Munde abspart, weil sie sich ein Kunstwerk ansehen will, sondern weil der Anblick ihres Lieblings sie vor die Leinwand lockt, wo ihr zwei Programmstunden eine Woche Träumerei und bescheidener Verzückung schenken. Ob ihr Liebling in einem sentimentalen Schmarrn oder in einem künstlerisch wertvollen Film mitwirkt, ist Lieschen egal — sie fliegt auf sein Lächeln, seine Stimme, seinen Frack und kümmert sich den Teufel um dramaturgische Belange und „Niveau".

Von diesem Standpunkt also, meinen Sie, sähe es trübe um die Weiterentwicklung der deutschen Filmkunst aus? Das ist nicht so schlimm, wie es scheint — im Gegenteil, viel einfacher, als es sich die Fachleute immer vorstellen. Lieschen Neumann und ihre Kolleginnen und Kollegen brauchen ihre Stars, um sich das eigene bescheidene Dasein zu vergolden. Wenn man nun mit diesen Stars nur anständige Filme machen würde, wenn man ihnen Rollen gäbe, die nicht immer auf demselben faden und albernen Durchschnitt lägen, so wäre das das einfachste und sicherste Mittel, um Lieschen nebst Konsorten langsam aber sicher an den besseren und inhaltsreicheren Film zu gewöhnen und ihr Geschmack beizubringen.

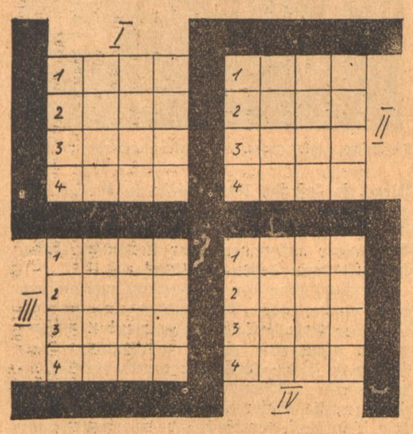
Da ist z. B. Willy Fritsch, seit einem Jahrzehnt erklärter Liebling sämtlicher Lieschen, die sogar schon von ganz allein darauf gekommen sind, daß Willy doch auch mal was anderes können könnte als strahlend zu lächeln. Zehn Jahre immer nur lächeln — das muß den besten Schauspieler zur Verzweiflung oder Resignation bringen. Dabei besinnt sich Lieschen darauf, daß sie Willy mal auf „ernst" gesehen hat — war es nicht in „Spione?" Da hat er ihr eigentlich besonders gut gefallen — warum also gibt man ihm nicht wieder mal eine ähnliche Rolle? Ganz abgesehen davon, daß es leicht ist, die ersten zehn Jahre ein Liebhaber zu sein — die nächsten zehn dürfte es schwerer fallen, während „Charaktere" ewig halten können, was sie als Liebhaber so oft versprochen haben. Im „Dessauer" zeigte Willy Fritsch schon einen Ansatz zum Charakter — hoffentlich ist man so klug, ihn auf diesem Wege richtig und gescheit weiter zu leiten. Natürlich gehört zu solchem Umsatteln immer ein Schauspieler, so einfach ist es wieder nicht, wie sich manche Lieblinge denken, die da glauben, eine Wandlung allein durch graue Schläfen und einen Schnurrbart zu schaffen.

Aber für Lieschen Neumann gibt es noch eine Neuigkeit, die ihrem gemäßigten Sensationsbedürfnis in „privater" Hinsicht Gesprächsstoff für eine Woche verschaffen dürfte, und zwar handelt es sich um eine Verlobung, die zwei ihrer Lieblinge verbindet: Magda Schneider und Wolf Albach-Rotty, die sich seiner Zeit in ihrem gemeinsamen Film „Kind, ich freu mich auf dein Kommen" kennen und lieben lernten. Sie gedachten diese Verlobung geheim zu halten, jedoch Lieschens „Vasen", die in Wien leben, sorgten dafür, daß es herauskam, denn daß Magda einen ausgedehnten Besuch bei Wölfchens Eltern machte, das fiel zum mindesten auf.

Magda kam uns übrigens jetzt zum ersten Male „mondän" in einer Rolle, die man ansonsten für Liane Haid reserviert glaubte, nämlich in dem Bolvary-Film „Ich kenn dich nicht und liebe dich", und man kann sagen, daß sie sich auf eine sehr reizende Art aus der Affäre zog. Elegante Salonschlangen sind nicht ihr Fach, sie sah das ein und blieb bei ihrer natürlichen Herzlichkeit. Willy Forst wird mit diesem Film die Herzen seiner Verehrerinnen noch mehr zum Schmelzen bringen — (seine Musikalität feiert Triumphe) mit Rücksicht auf sie zieht er sich zunächst wieder in das weniger sichtbare Dasein des Regisseurs zurück und wird nun endlich seinen schon lange geplanten Film mit der großen Bühnenschauspielerin Paula Wessely drehen. Die schöne Idee, Rudolf Forster für die männliche Hauptrolle zu gewinnen, scheint leider nicht ausführbar, da der endlich wieder in das Kunstleben zurückgekehrte vorläufig durch Bühnenverpflichtungen gebunden ist, man spricht von einer Tournée, bei der er den „Hamlet" und den „Leicester" in „Maria Stuart" spielen soll.

Rätsel-Ecke

Magische Quadrate



In die Quadrate sollen je 4 Worte senkrecht und wagrecht von folgender Bedeutung eingesetzt werden:

1. Quadrat	2. Quadrat
1. Blume	1. Brettspiel
2. Musikdrama	2. Stand
3. Hanfstrick	3. Lebensmittel
4. Baum	4. Altes Maß
3. Quadrat	**4. Quadrat**
1. Vogel	1. Hochland i. Asien
2. Blutgefäß	2. Altes Schriftzeichen
3. Stadt i. d. Schweiz	3. Gewürz
4. weibl. Vorname	4. Tierbau

Silbenrätsel

Aus den Silben: a, an, as, ban, bau, bel, **beth, bus, chi,** dar, de, die, do, do, dol, dro, e, es, gard, gott, hor, i, in, la, lan, le, li, li, lieb, mä, mant, march, me, me, me, mon, mün, na, na, na, na, ne, nep, neu, ni, ni, ni, on, re, re, reth, rew, rie, ring, ro, ro, ror, sa, sel, sem, si, so, ster, stow, ten, ter, ti, tritz, tun, u, uech, ul, wei, xos, za,

sind 29 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Vers von Goethe ergeben. (**ch** gilt als **ein** Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1. Amtsdiener, 2. Göttersitz der Asen, 3. Gemüsepflanze, 4. Musikinstrument, 5. Stadt in Südrußland, 6. Staat in USA., 7. Mittelmeerinsel, 8. männlicher Vornamen, 9. Zwangsherrschaft, 10. Person aus „Wallenstein", 11. Gott, 12. Alpenpaß, 13. Wahrsager, 14. deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts, 15. Stadt in Lettland, 16. Blütenform, 17. Person aus „Tannhäuser", 18. Stadt in Schleswig-Holstein, 19. Zierpflanze, 20. chemischer Grundstoff, 21. Rätselart, 22. italienischer Maler des 16./17. Jahrhunderts, 23. verst. deutscher Chirurgen, 24. Nebenfluß des Bug, 25. Baum, 26. Ort in Galiläa, 27. Kamelart, 28. Staatsgut, 29. berittene Soldaten.

Der Rundfunk

Vor dem Radio er steht
Und hin und her und vor- und rückwärts dreht
Doch nie wird's ihm gelingen,
Das Ding in Gang zu bringen,
Denn er ist's selbst, der hier defekt
Verdreht im Kasten drinnen steckt.

Auflösungen unserer Rätsel

Ergänzungsrätsel: Midas — Höchst — Herr — Singen — Tweed — Armut — Teig — Leonidas — Höcker — Dachstein — Wasa — Gent = Das Höchste erringt, wer mutig das Höchste wagt.

Rätselgleichung: Mi(l)ch — Elan — Gel(b) — O(d) = Michelangelo.

Der Freier: Robert — erobert.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

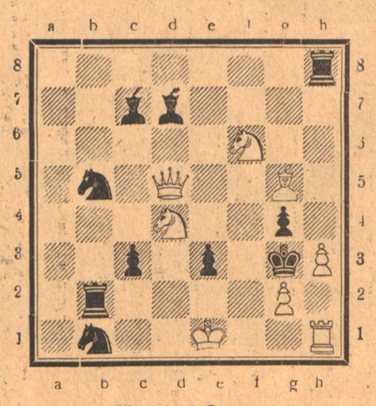
Folge 6. 11. 2. 34.

Ungewöhnliche Schlüsselzüge

haben unsere beiden heutigen Aufgaben. In dem 5-Züger ist auch der Lösungsverlauf reichlich ungewöhnlich. Wir möchten aber betonen, daß bei beiden Problemen die Schachregeln eingehalten werden und die Logik des Schachspiels trotz Fastnacht nicht verletzt wird.

Problem Nr. 5
Pg. Fritz Händle-Mannheim.
Dem Propagandawart Badens,
Pg. A. Hermann gewidmet.

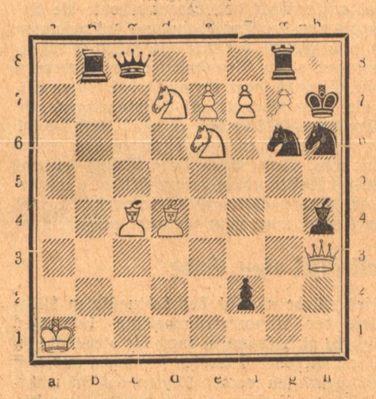
Urdruck.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ke1, Dd5, Th1, Lg5, Sd4, f6; Bg2, h3.
Schwarz: Kg3, Tb2, h8; Lc7, d7; Sb1, b5; Bc3, e3, g4.

Problem Nr. 6.
Kurt Trieltsch-Heidelberg.
Urdruck.



Matt in 5 Zügen.

Weiß: Ka1, Dh3, Lc4, d4; Sd7, e6; Bc7, f7, g7.
Schwarz: Kh7, Dc8, Tb8, g8; Lh4, Sg6, h6; Bf2.

Die vorliegende Aufgabe entspricht natürlich nicht den Kunstgesetzen, man hätte auch mit weniger Material auskommen können. Die Grundidee aber mit ihrer munteren S . . .-hopserei kommt für die Fastnachtwoche gerade recht.

Eine unvergleichliche Partie

Eine wahre Begebenheit aus dem alten Rußland, von A. Ascharin.

Ich saß eines Tages im Café Dominique und sah einer Partie zu, die von zwei Stümpern nach allen Regeln ihrer Zunft geschoben wurde. Da erschien Oberst P.; es begleitete ihn ein junger Mann, den er mir als Verwandten und Schachamateur vorstellte:

„Mein Neffe brennt vor Verlangen, seine Kräfte mit Ihnen zu messen; der Ehrgeiz ist das Feuer, das ihn verzehrt."

Der junge Herr errötete und bemerkte mit bescheidenem Stolze, er sei noch Anfänger, gedenke aber doch, eine Partie mit mir zu riskieren, wenn ich durch eine Vorgabe die beiderseitigen Kräfte ausgleichen wolle. Falls mir ein Turm nicht zu viel sei, möchte er mit mir einen Waffengang wagen.

„Weißt Du, lieber Neffe", warf der Oberst ein, „zur Vorsicht nimm gleich den andern Turm dazu, und willst Du möglichst sicher gehen, auch noch die Königin." „Aber Onkel, Du hast von meiner Geschicklichkeit eine gar zu geringe Meinung", sagte der junge Mann etwas pikiert. „Ich bin sogar so unvorsichtig, 5 Flaschen Champagner gegen Dich zu halten." „Wie?" Du willst wetten, daß ich bei Vorgabe von Königin und beiden Türmen das Spiel verliere?" versetzte der Neffe. — „Ich bin so leichtsinnig." — „Nun, so soll die Mißachtung meines Schachkönnens bestraft werden. Also topp!"

Ich sträubte mich anfangs gegen eine Partie, die für mich keine Aussicht auf Gewinn bot, mußte aber nachgeben und das Spiel begann. Ungewöhnliche Verhältnisse bedingen ungewöhnliche Mittel; ich hatte Weiß und zog:

1. h2—h4 f7—f6
2. e2—e4 Mein Gegner dachte eine Weile nach und antwortete
2. . . . Ke8—f7. Was bedeutet dieser sonderbare Zug? Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Sollte seine schwarze Majestät nicht in höchst eigener Person auf den frechen Bauer Jagd machen wollen?
3. Sb1—c3 Kf7—g6. Wahrhaftig, ich hatte richtig geraten.
4. d2—d4 Kg6—h5
5. Lf1—d3. Hier zögerte mein Gegner. Mißtrauisch blickte er nach meinem Läufer, so daß ich schon bedauerte, ihn gezogen zu haben. Er hob die Hand, um die ihm verfallene Beute zu ergreifen, und ließ sie wieder sinken. Dieses Spiel wiederholte sich mehrmals. Endlich siegte die Versuchung. Der Bauer fiel und der König stand über seiner Leiche.
5. . . . Kh5—h4
6. Ld3—e2 d7—d6
7. g2—g3+. Mein Gegner ergriff seinen wanderlustigen König, um ihn die Reise fortsetzen zu lassen. Allein, wohin er sich auch wandte, überall grinste ihm der Tod entgegen. „Das ist matt", stotterte der junge Kämpe mit bleichem Antlitz.

Ein schallendes Gelächter des Obersten und der zahlreichen „Galerie" belohnte den Schluß dieser „unvergleichlichen" Partie. Der Kellner wurde gerufen und wir tranken auf das Wohl und die Kosten des hoffnungsvollen Schachjüngers.

Lustiges Allerlei

Der Pechvogel

Die Angestellten von Krause & Co., Holzhandlung, stehen in lebhafter Unterhaltung zusammen. „Habe ich Euch schon erzählt, daß ich gehe?" ließ sich der Korrespondent Schniegelbein vernehmen, dessen Unfähigkeit noch größer war als seine Eitelkeit. „Haben Sie eine neue Stellung bekommen?" fragte der Kassierer. „Ja, ich habe auf eine Anzeige geantwortet; blendende Sache, sage ich Euch! In den nächsten Tagen werdet Ihr hören. — In diesem Augenblick klingelte der Chef nach Herrn Schniegelbein. Man vernahm folgendes Zwiegespräch: „Sind Sie zehn Jahr bei uns angestellt gewesen?" — „Nein, nur 15 Monate." — „Und ist Ihr Gehalt 600 Mark im Monat gewesen?" — „Nein, nur 180 Mark". — Verlassen Sie Ihre Stellung wegen Meinungsverschiedenheiten über die Behandlung unserer Zweigniederlassung in München?" — Todesstille. Kurzes Schweigen. Darauf der Chef: „Sie sollten in Ihren Behauptungen etwas vorsichtiger sein. Die Welt ist so klein. Sie haben sich um die Stellung beworben, aus der Sie von mir entlassen worden sind.

Die Papageien

Eine alte, reiche Jungfer, die ihr Personal sehr schlecht behandelt, hat einen Papagei. Eines Tages schreckt dieser sie, als sie das Zimmer betritt, mit dem Ausdruck, den er so recht markant hervorbringt: „Wenn nur der Teufel die Alt holen würd!" Als sich das immer wiederholt, teilt sie es entsetzt ihrem Beichtvater mit. „Liebe Freundin, das werden wir bald beseitigen. Ich habe auch einen Papagei, der spricht aber nur fromme Bibelworte; wir wollen die zwei Tiere einmal vierzehn Tage zusammensperren. Als die Zeit verflossen, tritt die alte Jungfer wieder in das Zimmer, in welchem die beiden Papageie nun waren. In hellem Gekreisch klingt ihr entgegen: „Wenn nur der Teufel die Alt holen würd!" Salbungsvoll ertönt die Stimme des Pfarrerpapageien: „Der Herr erhöre unsere Bitte!"

Alpdrücken

An der Quelle sitzt der Knabe,
und der Hund sitzt auf der Schwelle.
Auf dem Baume sitzt der Rabe,
Droben sitzet die Kapelle.
An dem Halse sitzt der Kragen,
an dem Fuße sitzt der Schuh.
Und mir sitzt ein Schreck im Magen:
Warte nur — bald sitzt auch du.

Fred Endrikat.

WUNDER DER WELLEN

EIN BEITRAG ZUM „TAG DES RUNDFUNKS" VON ECKART KLEIN

Wir nehmen die Wunder der Technik gedankenlos hin: Wir drehen an einem Schalter und betrachten es als selbstverständlich, daß das elektrische Licht aufflammt, wir berühren einen kleinen Hebel und bannen unsere Umgebung für alle Zeiten auf eine Glasplatte, wir drükken auf einen Knopf, worauf automatisch Musik ertönt, wir drehen an einer Nummernscheibe und können augenblicklich mit beliebigen fernen Personen sprechen; selbst wenn sie sich in Buenos Aires oder in Newyork befinden, unterhalten wir uns genau so mit ihnen als ob gar keine Entfernung dazwischen läge. In absehbarer Zeit wird es vielleicht sogar möglich sein, den fernen Partner gleichzeitig fernzusehen!

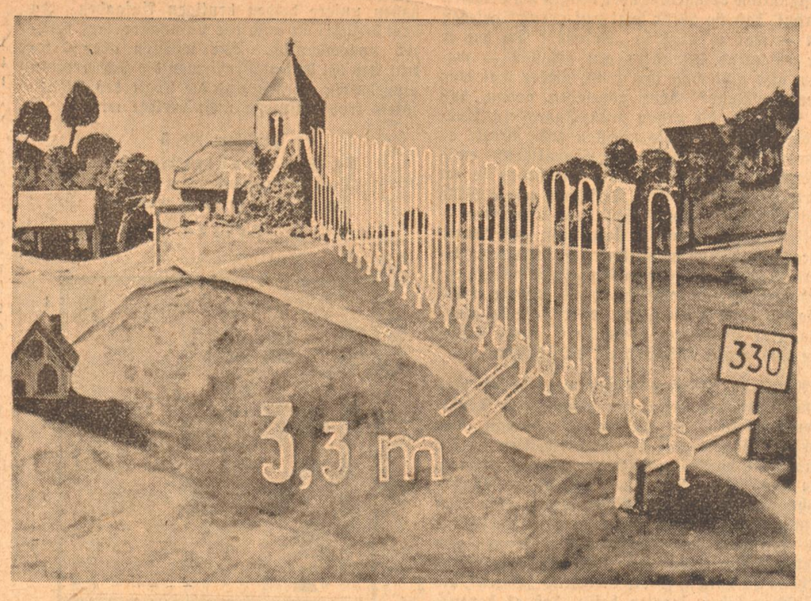
Man hätte als moderner Mensch schließlich viel zu tun, wenn man sich über alle diese und viele andere Errungenschaften dauernd wundern wollte und ihr Wesen doch nie richtig fassen würde. Aber bei Gelegenheit kann man sich ruhig einmal besinnen und vielleicht gerade heute, am Tage des deutschen Rundfunks, über derartige Vorgänge etwas nachdenken. Hier mag nur auf die zuletzt erwähnten Schöpfungen der modernen Technik näher eingegangen werden, denn wer möchte nicht einmal wissen, wie z. B. die Musik vom Sendehaus durch die Luft zum Radioempfänger gelangt?

Diese Uebertragung geschieht bekanntlich mittels Wellen. Was eine Welle ist, weiß jeder. Ebenso wie es sichtbare Wasserwellen und hörbare Schallwellen gibt, gibt es nun auch elektrische Wellen, die nur deshalb so geheimnisvoll erscheinen, weil man sie weder sehen noch hören, sondern nur an ihren Wirkungen nachweisen kann, was ja ein Charakteristikum der gesamten Elektrizität ist. Unter elektrischen Wellen stellen wir uns im allgemeinen gar nichts vor, bestenfalls denken wir eben an die Radiowellen und damit basta. Aber über ihr Wesen und ihre Eigenschaften weiß er so gut wie gar nichts, nur daß sie manchmal zu wünschen übrig lassen und zu „stottern" anfangen (Fading), das ist ihm bekannt.

Die Commerz-Filmgesellschaft hat nun vor einiger Zeit einen Tonflim herausgebracht, der anhand von sehr netten Trickbildern auch dem krassesten Laien eine anschauliche Erklärung von dem Wesen der geheimnisvollen elektrischen Radiowellen sowie den damit zusammenhängenden Fragen gibt. In den folgenden Zeilen soll unter Zuhilfenahme von einigen, diesem Film entnommenen, Bildern gezeigt werden, daß die tief in unser Kulturleben eingreifenden Wellenvorgänge gar nicht so schwer zu verstehen sind, wenn sie nur richtig erklärt werden.

Das Reich der Wellen

Vor der Besprechung näherer Einzelheiten sei jedoch ein Seitensprung in das Riesenreich der elektromagnetischen Wellen gestattet. Die Radiowellen stellen nämlich nur einen verschwindend kleinen Teil aller Wellen dar! Die verschiedenen Arten unterscheiden sich lediglich in der Wellenlänge. Die größte Wellenlänge überhaupt beträgt 300 000 000 Meter und die kleinste bisher festgestellte etwa 0,000 000 000 03 Meter. Wie armselig kommen wir uns da mit unseren paar Rundfunkwellen vor, die sich in dem engen Bereich von 180 bis 1800 Meter Wellenlänge bewegen! —



Auch der Glockenton hat eine Wellenlänge

Wie steht es nun mit den vielen, vielen verbleibenden Wellen? Sind sie uns wirklich alle unbekannt? — Im Gegenteil! Wir kennen sie sogar sehr gut, nur haben wir es noch nicht gewußt, daß es elektrische Wellen sind! Während man sie vor einigen Jahrzehnten überhaupt erst entdeckt hat, bedeutet heute die Erkenntnis von der Durchdringung des gesamten Alls mit Wellen der verschiedensten Größenordnungen einen Grundpfeiler der modernen Physik. Es wird sogar vermutet, daß letzten Endes die ganze Materie auf Schwingungen, also Wellen beruht. Das Rätsel alles Seins wird wohl hier zu suchen bzw. durch Wellen zu erklären sein. Und wenn der Mensch einmal sämtliche Wellen völlig beherrschen, also im Besitze des Wellengeheimnisses sein wird . . ., was dann kommt, wagt man gar nicht auszudenken!

Welträtsel ohne Ende

Dies würde nämlich der bedingslosen Möglichkeit der Atmozertrümmerung beliebigen Maßstabs gleichkommen, durch die vielleicht einmal so ungeheure Energien sozusagen aus dem Nichts geschaffen werden können, daß sich wahrscheinlich ein Umsturz aller bekannten Begriffe, wenn nicht das Weltende überhaupt ergeben wird. Der Mensch kann dann nämlich leicht die Gewalt über die dabei frei werdenden ungeheuren, ganz unvorstellbar großen Kräfte verlieren und sich selbst und unserem ganzen Planeten einen grausigen Untergang bereiten. Aber vorerst ist nur der kleinere Teil aller Strahlen, Wellen und Schwingungen (was alles dasselbe ist!) bekannt. Besonders die kosmischen Höhenstrahlen und die jenseits von ihnen liegenden Wellen bergen noch große Geheimnisse. Sodann beruht z. B. auch die Gedankenübertragung von Mensch zu Mensch auf Wellen. Wenn es gelingt, die hinter ihnen verborgenen Rätsel zu erforschen, eröffnen sich Aussichten von ungeahnter Tragweite. Vielleicht braucht man dann keine Rundfunksender mehr, sondern stellt den Ansager einfach gleich auf den Antennenturm und läßt sein Gehirn senden!

Aber nun zu den uns allen bekannten Wellen! Kennen Sie Gammastrahlen, Röntgenstrahlen, ultraviolette Strahlen (Höhensonne), Hochfrequenzstrahlen (Diathermieapparat) und dann . . . Licht?! Ja, Licht setzt sich auch aus Wellen zusammen, die genau so wie die Radiowellen und die eben genannten Strahlen beschaffen sind und sich von ihnen ebenfalls nur durch die **Wellenlänge** unterscheiden. Es sind die einzigen **sichtbaren** Strahlen, und zwar mit einer Wellenlänge von wenigen zehntausendstel Millimeter. Wenn unsere Augen empfindlich genug wären, könnten sie außer den als Licht wahrnehmbaren Wellen auch noch die anderen, insbesondere die Radiowellen sehen! Das gäbe ein schönes Durcheinander, aber man würde wenigstens gleich merken, wo die Wellen stecken bleiben, wenn der Radioapparat gerade wieder einmal streikt!

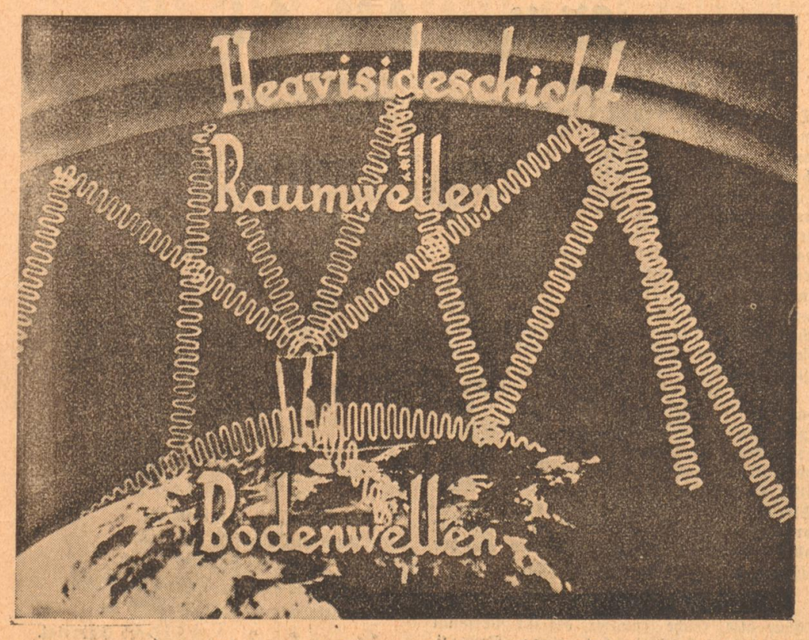
Das Sonnenlicht z. B. setzt sich aus vielen, vielen verschiedenen Wellen zusammen, sichtbaren und unsichtbaren. Aber nur die sichtbaren davon versorgen uns mit Licht, während die gleichzeitig auftretende Erwärmung von den unsichtbaren ultraroten Wärmestrahlen verursacht wird. — Seit neuestem ist es möglich, Gegenstände auch im Dunkeln zu photographieren, indem man sie mit solchen absolut unsichtbaren Strahlen „beleuchtet".

Der Weg der Wellen

Wie pflanzen sich die elektrischen Wellen, insbesondere die Radiowellen nun eigentlich fort? — Nicht anders wie die Wasserwellen oder die Schallwellen! Genau so wie eine Glocke — in mechanische Schwingungen versetzt — Schallwellen von sich gibt, strahlt die Sendeantenne elektrische Wellen aus, die vom Radiosender erzeugt werden, indem er Elektrizität zum Schwingen bringt. Die Abbildung 1 zeigt schematisch, wie die Schallwellen forteilen; jede wird von einem kleinen Mann getragen. Da sie 330 Meter in der Sekunde (dies ist die Fortpflanzungsgeschwindigkeit) zurücklegen, kann man einen Glockenton in 330 Meter Entfernung erst nach 1 Sekunde hören und in 1 Kilometer Entfernung nach etwa 3 Sekunden u. s. f. (vgl. Entfernungsschätzung bei Gewittern). Wenn nun z. B. 100 Wellen pro Sekunde entstehen, dann verteilen sie sich auf 330 Meter Weg, die Wellenlänge, d. h. die Länge einer Welle beträgt dann also: 330:100 gleich 3,3 Meter, wie es die Abbildung gerade darstellt. Genau so verhält es sich auch mit den Radiowellen, nur daß bei ihnen mit einer erheblich größeren Fortpflanzungsgeschwindigkeit (300 000 Km. pro Sekunde) zu rechnen ist.

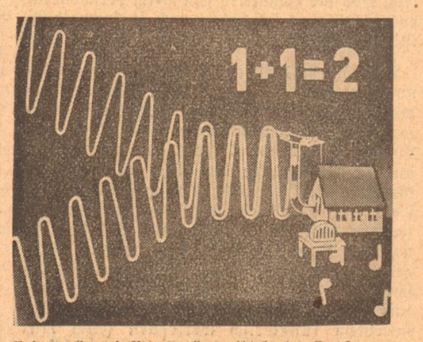
Ebenso einfach wie die Wellenlänge läßt sich auch der Signalschwund (Fadingeffekt) erklären. Die vom Radiosender ausgehenden Strahlen teilen sich in zwei Teile: Die einen Wellen wandern entlang der Erdoberfläche, weshalb man sie Bodenwellen nennt und die anderen gehen steil in die Höhe (Raumwellen). Ortsempfang und der tagsüber mögliche Fernempfang beruhen auf den Bodenwellen, die sich gleichmäßig ausbreiten und daher auch eine stets gleichbleibende Lautstärke liefern. Ihre Reichweite ist jedoch verhältnismäßig gering, weshalb tagsüber (auf den normalen Rundfunkwellen) auch kein weitgehender Fernempfang möglich ist.

Die Raumwellen sind dagegen von der Sonnenstrahlung abhängig und breiten sich nur in der Dunkelheit aus. Sie stellen die Träger des Fernempfangs dar, der daher abends am besten ist, wie wir alle wissen. Die Raumwellen gehen nämlich nicht ins Unbegrenzte, sondern treffen in etwa 100 Km. Höhe auf eine angenommene Schicht gefrorenen Stickstoffs, von der sie wie von einem Spiegel reflektiert werden (vgl. Abbildung 2). Da diese sogenannte Heavysideschicht aber nicht feststeht, sondern dauernden Bewegungen unterworfen ist, schwanken auch die von ihr nach der Erdoberfläche zurückgeworfenen Raumwellen und damit wieder die Länge des zurückgelegten Wegs, so daß sich Unterschiede in der „Reisezeit" ergeben. Je nachdem, ob die Bodenwellen nun gleichzeitig mit den Raumwellen beim Empfänger ankommen, oder kurz nach ihnen, schwankt dann dessen Lautstärke.

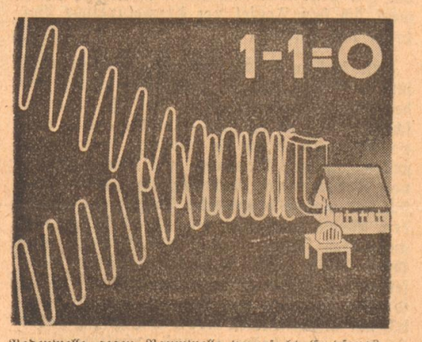


Vom Sender gehen Bodenwellen und Raumwellen aus

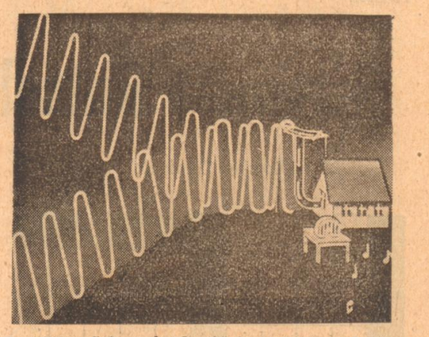
Bilder: Copyright by Commerz-Film, Berlin.



Bodenwelle und Raumwelle ergibt lauten Empfang.



Bodenwelle gegen Raumwelle verursacht Empfangsschwund.



Dazwischen sind große Lautstärkeunterschiede möglich.

Die Abbildung 3 veranschaulicht, wie die von oben eintreffenden Raumwellen und die entlang der Erdoberfläche ankommenden Bodenwellen gleichzeitig zur Empfangantenne gelangen, d. h. die Wellenberge und die Wellentäler beider Wellenarten kommen zur selben Zeit an; sie addieren sich also: 1+1 gleich 2. Die Lautstärke erreicht ihr Maximum, aus dem Lautsprecher des Bildes kommen große Töne. Wenn nun aber die Wellenberge der Raumwellen zusammen mit den Wellentälern der Bodenwellen eintreffen, tritt der umgekehrte Fall ein. Beide Wellen heben sich gegenseitig auf, so daß keine Energie in den Apparat gelangt; also 1—1 gleich 0 (vgl. Abbildung 4). Der Lautsprecher bleibt stumm; es ist gerade Fading! Zwischen beiden Extremen sind natürlich noch eine Menge Zwischenerscheinungen möglich, je nachdem, um wieviel die beiden Wellenarten jeweils gegeneinander verschoben sind. In dem in Abbildung 5 angenommenen Augenblick sind sie z. B. nur teilweise versetzt, so daß sich eine mittlere Lautstärke ergibt, die das Bild an den nur kleinen aus dem Lautsprecher kommenden Noten erkennen läßt!

Wie man sieht, ist alles gar nicht so geheimnisvoll, wie man es sich vorgestellt hat!

Die Rasputiza / Eine wolgadeutsche Geschichte

Von Josef Ponten

Es schneite draußen stark.

In diesem Jahr hatte es nur einen armen Winter in den Südländern gegeben, der Schnee hatte sich weit nach Norden zurückgezogen — plötzlich und gerade an dem Tage, an dem Christian in den Sprengelvorort Holstein gefahren war, stieß der Schnee wieder vor. Es schneite dicht und lautlos bei völliger Windstille. Flocken und Wattebäuche kamen daher, dick wie Kinderfäuste, wollig, als würden alle Wolkenschäfchen der Himmelsflur auf einmal geschoren. Die Luft war mild, fast warm, der Himmel schien ausdrücken zu wollen, daß er es trotz neuem Winter gut meine, es solle ein Vergnügen sein, sich beschneien zu lassen. Gestreichelt wurde man, dick bedeckt wurde man, eingehegt in himmlische Wolle — und gab man sich der Luft, sich so angenehm beschneien zu lassen, nur ein wenig hin, so war man bereits eingeschneit. Christian und der Pfarrer traten bald, nachdem sie sich verwundert ein Weilchen umgeschaut hatten, in den Kriliz zurück — schwer zogen sie die Windfangtür hinter sich zu, so viel Schnee war gefallen, während sie draußen gestanden hatten. Kaum konnten die zur Abfahrt schon angeschirrten Pferde noch ausgespannt und in den Stall gebracht werden. Eines solchen Schneefalls erinnerte sich weder der Pfarrer noch der Schulmeister. Wer draußen war, mußte elend umkommen. Nicht die Länge eines ausgestreckten Armes weit konnte man sehen. Vom Pastorat bis zum Glockenstuhl war nicht weiter als ein Steinwurf, aber weder der Stallknecht des Pfarrers noch dieser selbst noch der Schulmeister aus Bellmann durften es wagen, hinauszugehen und die Glocke Verirrten zum Wegzeichen zu läuten. Es wäre auch sinnlos gewesen zu läuten, der Glockenton würde nicht über das Dorf hinausgedrungen sein, alle Schälle starben sofort im Schnee, aus Weiche und Wolle kam kein Hall. Die weite Welt beschränkte sich plötzlich für einen Menschen, der draußen war, auf ihn selbst, er bekam Angst, er fühlte sich total allein, er begann zu laufen, wenn er noch eine Richtung wußte, er erreichte ein Haus, und dort, bei Seinesgleichen entging er der über ihn hereinbrechenden Weltangst.

Man schichtete im Pfarrhaus von Holstein dem unfreiwilligen Gaste das hohe Bett auf. Am Morgen wurde es nicht Tag, das Haus war eingeschneit bis über die Fenster.

Das Schneien hörte auf. Man grub Gassen von Haus zu Haus, die auf einen Mittelgang mündeten. Der lockere Schnee würde, tags ein wenig tauend und nachts frierend, unter eigener Schwere sich setzen, man würde Christian einen Schlitten geben und er würde heimeilen können.

Aber es fror nachts nicht, und der Schnee blieb auch nicht liegen. So unversehens wie der verspätete Schnee aus Norden gekommen war, tat sich ein Wind aus Süden auf. Schwarzmeer und Kaspis schickten ihn und die bereits lange sonnenwarmen Kalkfelsen der Krim. Der Südwind warf sich schwer und warm auf den Schnee, der gar nicht aufwirbelte, sondern naß wurde und in sich zusammenbrach. Zusammenschrumpfte, man konnte es sehen, man konnte es messen mit der Uhr in der Hand. Die Häuser tauchten sichtbar aus einer absinkenden Wollwelt empor. Der Wind tobte und raste. Am Mittagsgebirge der Krim blühten schon Lorbeer und Myrthe, an der Küste von Kolchis in der warmen Meerfeuchte Teesträucher und Orangenbäume, die Kalmücken im Manytschlande verbrannten den Wintermist ihrer Herden — nirgendwo riecht so der warme Tauwind auf der Welt!

Der Himmel atmete die Erde an und atmete sie nackt. Als wollte der überalterte Winter sich auf die schnellste Weise davon bringen, an Ort und Stelle unsichtbar werden, in der Erde verschwinden, verwandelte der Schnee sich schleunigst in Wasser.

Jeder fußbreit Landes bekam plötzlich die Aufgabe, einen auf ihm stehenden Turm von Schnee auf das schnellste zu verarbeiten. Die Erde schluckte, füllte sich, und schluckte wieder, bis zum äußersten.

Und so schmolz in zwei Tagen all der Schnee.

Aber vollgesogen, wie das Land vom Wasser war, ein Polster, ein Schwamm, war es nicht mehr imstande, ein kleines Gewicht zu tragen. Die Erdhasen kamen aus ihren Höhlen hervor, sich vor dem Ertrinken zu retten; aber sie hüpften nicht wie sonst über die Flur, sondern, die Läufe mit dicken Erdhosen bedeckt, krochen sie wie Schlangen. Matt geworden im warmen Wind, wagten die Vögel nicht, am breiigen Boden zu rasten.

Christian ging vor die Tür des Pastorats von Holstein und schaute nach der Gegend hinüber, wo Bellmann lag. Den Belagweg vom Kriliz bis zum Hoftor konnte man gehen, wenn man sich nichts daraus machte, daß die Tonplatten wie Klaviertasten sich bewegten und einem aus den Fugen Wasser an die Beine spritzte. Aber der Steig entlang den Höfen schien sich auflösen zu wollen und die Kolonistraße war ein schwarzer Sumpf. Auf Springsteinen querte ihn, was in den Höfen auf der anderen Seite zu tun hatte, und was an Alten nicht mehr springen konnte, war vom Gassengegenüber abgeschnitten, mochte in den Häusern vorgehen was wollte. Eine Karre auf der Straße lief mit dem Kasten über den Boden hin, ähnlich einem Schlitten, ihre Speichenräder wurden Radscheiben; die Pferde aber schienen auf den Knien zu gehen, sie zogen vor jedem Schritt die Beine mühsam aus einer schlürfenden Erdröhre und bald blieben sie stehen, schweißtriefend sich zu verschnaufen. Der Fuhrmann, der nur von einem Dorfende zum anderen unterwegs war, gab das Fahren schon inmitten der Kolonie auf, verzichtete darauf, innerhalb von acht Tagen heimzukehren und stellte Wagen und Pferde bei der Kirche ein. Christian sah sich das, fiebernd vor Ungeduld, an.

Grün war, von Holstein aus gesehen, die Luft hinüber nach Bellmann, eigentümlich grün, gelb auch und wieder grün. Man konnte den Kirchturm von Bellmann eben sehen. Christian war voll Unruhe bis an den Kolonialrand von Holstein vorgetrieben worden. Hier aber hörte die begehbare Welt auf. Die Dörfer waren Inseln im Schlammeer der Steppe. Schmutzigweiße Schneepatzen lagen hier und da hinter dem Windschirm einer Bodenwelle, in einer Fahrrille, in einer Fußspur. Aber auch sie vergingen, zusehends, und wenn es still war, hörte man sie langsam verapern. Der Grund glänzte vor Nässe. Vor Christian in der Bahn des auf die Steppe hinausführenden Weges hing schief eine Tarentasse halb versunken, der Fahrkasten saß auf dem Boden, es war dem Fuhrmann noch gelungen, die Pferde auszuspannen und wegzuführen. Im Widerschein des grauen Himmels schien das speckignasse Ackerland leicht angeschneit.

Es war erst Nachmittag, aber die Nacht begann schon hereinzusinken. In den Streifen von Grün und Gelb und wässrigem Blau in der Luft mischte sich Grau, und das nasse Braun und Speckigblanke des Bodens, den die Schneeflocke mit unreinem Weiß durchscheckten, fingen an zu dunkeln. Der Wind knatterte und sauste, jetzt hielt er ein und fiel dann gewaltig nieder. Wer festen Grund an der Inselküste des Dorfes hatte, mochte sich darauf halten. Da und dort steckte eine deutsche Kirche den Zeigefinger ihres mageren Turmes über den Rand der Landschaft herauf, die metallne Faust der Kirchenkuppel von Russisch-Tscherbakoffka ließ sich auch sehen, aber die Dörfer waren in der Tauzeit fern wie sibirische; unerreichbar. Man mußte bleiben, wo man war, und sich einrichten. Der Wind blies von Süden mit Macht.

Wie ein an ein Eiland Geworfener irrte eine Woche lang Christian rundherum im Außenkreise von Holstein und schaute hinaus auf das Meer von Erde, unfähig, es betreten zu können. Der Südwind war warm und süß. Schneefetzen verschwanden. Aber jede Karrenspur wurde ein eiliger Bach und in allen Geländefalten brauste reißendes Wasser. Das Licht wechselte noch immer zwischen Grün, Gelb und Braun. Am Himmel eilten fetzige Wolken nach Norden.

Man hatte Zeit auf der Insel Holstein im Dreckmeer Rasputiza. Rasputiza sagen die Russen und meinen den Weltschmutz der Tauwoche. In der Rasputizazeit steht das öffentliche Leben des Landes still. Rasputiza zur Tauzeit in Rußland ist wie das Chaos vor Zeitbeginn im Weltall, nur der Geist Gottes konnte es beschreiten.

Der verlorene Sohn / Von Carl Conrad

Wonder reitet durch die Prärie von Chokie nach Sante Rado, wo er Petroleum und Seife kaufen und etwas Geld auf der Bank einzahlen will. Hager und krumm sitzt er zu Pferde, und sein weißer Bart weht ihm bis auf die Brust. Das Pferd stampft müde durch das Gras und die Steppenrosen. Sein Fell ist dunkel von Schweiß. — Wonder wohnt seit sieben Jahren in Chokie. Damals zog er, um seinen Sohn zu suchen, der eines abends in Frisko die Tür hinter sich zuschlug, um nicht mehr zurückzukehren. Sechs Wochen später erhielt der Vater eine Postkarte aus Santo Rado. Darauf stand: „Man kann auch ohne Arbeit leben. Beste Grüße, Robert." Anfangs hatte der Alte ganz Santo Rado, alle umliegenden Gehöfte und die halbe Steppe abgesucht, soweit das bei einer Steppe überhaupt möglich ist, aber im Lauf der Jahre hatte er alle Hoffnung verloren, seinen Sohn wiederzufinden. —

Steif, gedankenlos sitzt er auf seinem Pferd und macht geduldig seine Schwankungen mit. Jetzt wird das Gras so hoch, daß es seinem Pferd gegen die Brust streift. Man nähert sich einer jener Gruppen von Pfirsichbäumen, die in dem unabsehbaren Meer der Steppe gleichsam Inseln bilden. Das Pferd hält an, Wonder richtet sich auf, bringt mühsam das rechte Bein über den breiten Rücken des Pferdes, und springt herab. Das Gras geht ihm fast bis in Augenhöhe, wie er aber der Insel näher kommt, wird es niedriger und verschwindet bald ganz. Einige Mimosen richten sich zitternd auf und zucken bei der Berührung durch seine Füße zusammen. Hier ist der Boden dicht mit Erdbeeren bedeckt. Die Pfirsichbäume sind von wildem Wein umsponnen, die Insel ist völlig undurchsichtig. Wonder hockt sich an ihrem Rande im Schatten nieder, stützt die Arme auf den Boden und streckt die Beine langsam von sich. Eine Weile genießt er die Kühle.

Dann fühlt er noch einmal nach seinem Geld, das er in der breiten Tasche des Hemdes auf seiner Brust verwahrt, wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß aus den Augen und beginnt, die Erdbeeren zu pflücken, soweit sie in Reichweite stehen. Das Pferd zupft Blätter von den Bäumen. Plötzlich hält es ein, wirft den Kopf hoch und schnuppert. Wonder sieht, wie die schwarzen, feuchten Nüstern sich bewegen. Er hat ein sonderbares Gefühl im Rücken, wagt aber nicht, sich umzudrehen. Er fühlt, daß seine Kopfhaut sich zusammenzieht. Während er mit der linken Hand ruhig weiter Beeren pflückt, sucht er die Rechte langsam in die Nähe des Revolvers zu bringen, den er am Gürtel trägt. Eine Stimme hinter seinem Rücken sagt leise: „Halt!" Wonder fährt herum. Dort steht ein Mann und hält in der einen Hand einen kleinen Revolver, in der anderen einen schwarzen El-Dorado-Sombrero. Sein Gesicht ist von der Sonne beinahe schwarz gebrannt, die Augen sind so zusammengekniffen, daß man nur die schmalen dunklen Schlitze sieht. „Ich bitte um Ihr Geld!" sagt ruhig der Mann. Wonder hatte das Gefühl, als blicke der Fremde auf seine Brusttasche. Wonder knöpfte sie langsam auf und hielt ihm die Scheine hin. Aber er streckte seinen Arm dabei nicht aus; die Hand mit dem Geld ist kaum einen halben Meter von seiner Brust entfernt. Der andere setzt den Sombrero auf und kommt näher. Er bückt sich sogar ein wenig, das Geld an sich nehmen zu können. Wonder blickt ihm unverwandt ins Gesicht. Er fühlt sich plötzlich jung und gelenkig. Er macht einen schnellen Sprung wie eine Katze und faßt den Fremden bei den Beinen. Der Schuß geht los, die Kugel fährt knapp über Wonders Rücken. Der Fremde verliert das Gleichgewicht und stürzt nach vorn, über den Alten. Der sucht den Revolver an sich zu bringen. Plötzlich beißt er mit aller Kraft in des Fremden Handgelenk, der aufstöhnt und den Revolver losläßt. Schon kniet der Alte auf seiner Brust. Aber die linke Hand ist noch frei. Sie ballt sich in dem kühlen Erdbeergesträuch und saust in einem halben Bogen auf Wonders Schädel. Wonder sinkt seitwärts in die Erdbeeren. „Altes Schwein!", brüllt der Fremde und will auf die Beine springen, aber der Alte hat sich schon wieder erholt. Mit feuerrotem Kopf kniete er da, funkelnde Schweißtropfen auf der Stirn, und zielt mit dem Revolver nach des Fremden Schädel. Der läßt sich wieder zur Erde sinken und hebt die Arme hoch. Sein Gesicht ist jetzt ein wenig heller geworden. Der Alte wirft sich keuchend auf die Brust des Fremden, packt seine Kehle und hält ihm den Lauf des Revolvers an die Schläfe. Dabei schreit er in seiner hohen, beinahe kreischenden Stimme ununterbrochen: „Du Saulump! Du Erzschaft! Mir altem Mann so was anzutun! Du ... Du ...!" Da er keine neuen Ausdrücke mehr findet, stößt er dem Fremden mehrere Male den Pistolenlauf gegen die Schläfe. Dann keucht er: „Deinen Namen! Deinen Namen!" Der Fremde läßt völlig erschöpft den Kopf hintenübersinken. Die Adern an seinen Schläfen und seinem bloßen Halse klopfen sichtbar. Wonder läßt die Kehle nicht los. Er drückt noch fester, und fühlt, wie er die Luftröhre des Fremden zwischen seinen Fingern hält. Er wiederholt: „Deinen Namen!" Der Fremde reißt die Augen auf, blickt starr zum Himmel und sagt: „Robert Wonder."

Der Alte sitzt völlig unbeweglich. Er hat das Gefühl, abwechselnd in siedendes Wasser und in Eiswasser getaucht zu werden. Er läßt die Kehle seines Sohnes los, bleibt aber noch auf dessen Brust sitzen. Seine Augen blicken in die Ferne. Am Horizont steigt über leichtem, rötlichem Dunststreifen Dunkelheit auf und verbreitet sich schnell über die Himmelskuppel. Im Baumgewirr der Insel singt eine Whippoorwill, lange und klagend. Der Alte steht auf und geht zu seinem Pferd. Er klopft den glatten Hals und schnallt die Seitentasche auf. Er greift mit seiner schweren Hand hinein und zieht ein Brot, eine Wurst und eine Aluminiumflasche mit Whisky heraus. Das Brot im Arm, die Flasche und die Wurst in den Händen, arbeitet er sich durch das hohe Gras zu seinem Sohn zurück. Er hat ein traumhaftes Gefühl, und tritt feste mit den Füßen auf, um sich wieder in die Wirklichkeit zurückzubringen. Robert sitzt aufrecht, die Hände auf die Erde gestützt, und blickt vor sich hin. Der Alte reicht ihm die Flasche. Robert setzt sie an die Lippen, legt den Kopf in den Nacken und macht einen ordentlichen Schluck. Man sieht, wie sein Adamsapfel auf und nieder gleitet. Der Alte nimmt die Flasche wieder und legt sie neben sich auf den Boden. Dann sagt er leise: „Robert! Erinnerst du dich noch an den Holzsäger, den dein Vater dir aus einer alten Havannakiste gemacht hatte? Wenn man das Spielzeug auf einen Topf mit kochendem Wasser stellte, drehte er aufsteigende Dampf das Flügelrad, und der Mann bewegte sich und sägte unaufhörlich über seinem kleinen Baumstamm hin und her. Erinnerst du dich?" Es ist vollends dunkel geworden. Die Sterne scheinen hell. Die Whippoorwill ist verstummt. Im Dunkel der Insel glühen ganze Ballen von Feuerkäfern in weißlichem Licht. Robert beugt sich nahe zu dem Vater und blickt ihn an. Er bewegt den Mund, aber es will sich noch kein Wort bilden. So legt er nur dem Vater die Hand auf die Schulter, fast vorsichtig zu und schüttelt sie ein wenig. Dann läßt er plötzlich wieder los und blickt zu Boden. Der Alte reicht ihm eine Scheibe Brot und ein Stück Wurst. „Iß und trink", sagte er, „du hast sicher Hunger". „Dann wollen wir reiten", sagt der Alte. Er stemmt die Arme auf die Erde und erhebt sich. Robert verschwindet im Schatten der Bäume. Der alte Wonder muß eine ganze Strecke um die Insel herumgehen, bis er sein Pferd findet, das im hohen Grase steht und schläft. „Hallo, Peggy!" ruft er, und als das Pferd den Kopf hebt, faßt der Alte die Mähne und flüstert dem Tiere mit glühender Stimme ins Ohr: „Die Freude! Die Freude!" Wie er im Sattel sitzt, kommt auch Robert aus den Bäumen hervorgeritten. Er hat jetzt den großen Somrero auf, und sein Gesicht ist überschattet. Doch sieht man, wie er am ganzen Leibe zittert. Langsam reiten die beiden in der Richtung auf Chokie durch die stille, duftende Prärie, welche wegen der Unmenge von Leuchtkäfern einem Feuermeer gleicht.

Winterwald

Von Hans Leifhelm

Ich geh in einen Winterwald hinein,
Der Winterwald muß voller Wunder sein.

Die Tannen stehen enge angeschmiegt,
So weit das Land in tiefer Schneelast liegt.

Und keine Spuren gehen durch den Wald,
Als vom Getier — und die verwehen bald.

Und manchmal ist ein Seufzen in den Bäumen,
Wie Kinder seufzen unter tiefen Träumen.

Der Schnee liegt weiß, so weit ich wandern will,
Da werden alle Menschenwünsche still.

Reichsarchiv des Films

Deutschlands Filmgut wird gehortet - Ein Traum geht in Erfüllung - Was das Potsdamer „Reichsfilmarchiv“ enthalten wird

(Nachdruck auch auszugsweise verboten).

Dieser Tage wurde dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda ein wichtiges Blatt Papier überreicht — eine Stiftungsurkunde, die vom Entstehen eines außerordentlichen Werkes berichtet und es zugleich in den Dienst der Allgemeinheit stellt. Und die von einem jahrzehntealten Traum, der nun endlich Wirklichkeit wurde, Kunde gibt: die Stiftungsurkunde des soeben errichteten deutschen Reichsfilmarchivs.

Hundertmal ist wohl schon in der deutschen Oeffentlichkeit der Wunsch unzähliger Filmschaffender laut geworden: es möchte doch dafür Sorge getragen werden, daß unersetzliches Filmgut nicht verloren geht. Allzu groß ist die Gefahr, daß die einmaligen und historisch interessanten, die technisch vollendeten und entwicklungsmäßig bedeutsamen Filme irgendwo auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Und es ist heute — nach rund 40 Jahren „zappelnder Leinwand“ — allerhöchste Zeit, die überall verstreuten Reste früheren Filmschaffens an einer zentralen Stelle zu sammeln und fortlaufend durch die interessantesten Werke zu ergänzen.

Zum Glück gibt es eine Reihe von „Privatmuseen“ — so berichtet uns die Reichsfilmkammer — die noch vieles interessante Material aus der Mitte der neunziger Jahre, der Anfangszeit des deutschen Films, besitzt. Aus diesen Sammlungen wird sich die „historische Abteilung“ des Reichsfilmarchivs das Bedeutsamste heraussuchen. Da gibt es Streifen aus der Jugendzeit des Films, die auf uns Kinobesucher von heute einen unbeschreiblich komischen Eindruck machen, und die doch von höchstem, kulturhistorischem Wert sind: die von Meßter, Skladanowsky und anderen, Pionieren aufgenommenen Straßenszenen, kleine „Tragödien“ und Clownerien — gedreht mit unbeholfenen, plumpen Kästen auf Straßen, durch die Pferdebahnen „rasten“, und auf Hausdächern, die mit Pappkulissen und Gummipalmen als fürstlich möblierte Filmateliers dienten. Besonderen Wert wird das Archiv auf Filme legen, die später weltberühmte Filmstars in ihren allerersten Anfängen zeigen: Henny Porten, Asta Nielsen ... der Streifen, in denen Ernst Lubitsch noch als namenloser Charakterkomiker auftaucht. Ganz unmerklich begann damals der Film, hier und dort ein eigenes Gesicht zu zeigen: ernsthafte Regisseure, wie Max Mack, entdecken in diesem „Jahrmarktsvergnügen“ künstlerische Möglichkeiten und beginnen zu experimentieren — Filme, die seinerzeit kaum beachtet wurden, und die doch die schwarz-weiße Kunst ein gutes Stück vorwärts gebracht haben. Sie sollen einen Ehrenplatz im Archiv erhalten.

Historisch bedeutungsvoll sind die alten Wochenschau-Streifen: Meßterwoche, Eiko-Woche. Aktualitäten jener Zeit sind darauf festgehalten, berühmte Persönlichkeiten, heute längst tot, sind zu sehen. Die Ufa hat sich erboten, ihr gesamtes Wochenschau-Material dem Archiv zur Verfügung zu stellen.

Aus den Kriegsjahren liegt eine große Reihe von Originalstreifen vor, die ihrer militärischen und vaterländischen Bedeutung wegen im Potsdamer Reichsarchiv gesammelt wurden und nun geschlossen dem Filmarchiv übergeben werden. Aus der beängstigenden Fülle der Nachkriegsfilme soll eine bestimmte Auswahl getroffen werden: neben den großen künstlerischen Erfolgen, wie Nibelungen und Varieté, die neue Epochen der damals noch stummen Kunst einleiteten, legt das Archiv Wert auf Filmversuche, selbst wenn sie nicht restlos glückten: Filme ohne Titel, Werke von Lupu Pick und Paul Leni, expressionistische Filme; daneben aber auch auf typische Inflationsfilme, wie die „Freudlose Gasse“.

Schon diese Aufzählung mag zeigen, daß das Filmarchiv durchaus nicht nach dem Maßstab des Publikumserfolgs urteilt, sondern daß es auch Werke aufnehmen will, die interessant im negativen Sinne sind, — selbst typische Verirrungen des Geschmacks. Auch sie sind in vieler Hinsicht lehrreich. So ist es verständlich, daß auch von der Zensur verbotene Filme Aufnahme finden sollen; das Berliner Polizeipräsidium wird seine Regale zur Verfügung stellen. Die ersten deutschen Tonfilme werden ebenfalls im Archiv ihren Platz finden; etwa 30 Tonfilme sind bisher aus dem ungeheuren Material der Industrie ausgewählt worden.

*

Vielfach hörte man das Argument: es lohne sich nicht, ein Filmarchiv zusammenzutragen, da das Filmmaterial sich schon nach wenigen Jahrzehnten durch die Einwirkungen der Zeit zersetzte. Die bisherige Erfahrung hat diese Ansicht keineswegs bestätigt; so sind etwa die im Potsdamer Reichsarchiv aufbewahrten Streifen, die doch schon fast 20 Jahre alt sind, ganz ausgezeichnet erhalten, und auch viele Filme aus der Frühzeit um die Jahhundertwende, als man noch nicht mit allen technisch-chemischen Raffinessen arbeiten konnte, zeigen kaum irgendwelche Zerfallerscheinungen. Deswegen wird man auch im Reichsfilmarchiv darauf verzichten, kostspielige Konservierungsexperimente zu machen; statt dessen wird man, um bei einem möglichen Brand die Vernichtung des gesamten Materials zu verhindern, von jedem Film je zwei Kopien an verschiedenen Stellen niederlegen. Die einzige Vorbeugungsmaßnahme dürfte das Einlegen von Kampfer in die Kassetten bilden.

Der Ort, an dem das Reichsfilmarchiv seine Schätze bergen soll, ist das Reichsarchiv auf dem Brauhausberg in Potsdam. Die eine Kopiensammlung wird im Hauptgebäude untergebracht werden, die andere in einem kleinen Häuschen in der Nähe. Filmrollen nehmen ja außerordentlich wenig Platz weg, so daß auch keine wesentlichen Kosten für die Unterhaltung des Archivs entstehen.

Selbstverständlich dient das gesamte archivierte Material nur zu Studienzwecken, nicht aber zu entgeltlichen öffentlichen Vorführungen, die ja der Industrie und den Kinos schaden würden. Zunächst werden es Fachleute und Studierende sein, die das Archivmaterial zur Verfügung gestellt erhalten. Später aber wird diese Sammlung einen besonderen Zweck erfüllen: Sie wird der „Hochschule für Filmwissenschaft“ als Lehrmaterial dienen, — wenn auch dieser zweite Traum aller filmkünstlerisch Schaffenden in Erfüllung gegangen sein wird.

Egon Larsen.

„Die Bande vom Hoheneck“.
Eine Szene aus dem gleichnamigen Tonfilm, der eine tolle Jungengeschichte zum Thema hat. Die Aufnahmen unter Mitwirkung von Mitgliedern der Pfadfinderschaft wurden ausschließlich um Burg Ehrenstein bei Stadtilm in Thüringen gedreht.

Renntier und Walfisch im Film

Abenteuer einer Filmexpedition in Alaska

Wir veröffentlichen im folgenden ein Kapitel aus dem Expeditionsbericht des berühmten amerikanischen Regisseurs W. S. van Dyke, der in zehnmonatiger Arbeit für die „Metro“ den Film „Eskimo“ drehte.

Wenn es irgendeine Szene in „Eskimo“ gibt, auf die wir besonders stolz sind, so ist es die der Renntierherden. Tausende von Tieren haben wir in der Kamera eingefangen. Wir erjagten sie an Land und auf der See, und ich glaube es waren die schwierigsten um nicht zu sagen gefährlichsten Aufnahmen, die wir von dieser Reise heimbrachten.

Wenn ein einzelnes Renntier sich angegriffen fühlt, so wehrt es sich seiner Haut. Es ist nicht gefährlich. Aber wenn Tausende zu einer Herde vereint, zum Angriff übergehen, trampeln sie alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellt. Wir arbeiteten in Teller, als uns die Renntierherde gemeldet wurde. Jerry Jones und ein paar andere Piloten waren ein paar Tage herumgeflogen, um nach Herden zu suchen. Endlich fanden wir sie etwa dreihundert Meilen von der „Nanuk“ entfernt. „Es waren Tausende“, sagte uns Jerry.

Diese Meldung hatten wir schon oft bekommen, so daß wir nicht mehr daran glauben konnten. Trotzdem machten wir uns fertig und starteten mit Kamera und Tonfilmapparatur.

Und diesmal hatte Jerry recht. Es war eine wunderbare Herde. Mit unseren friedlichen Waffen kreisten wir sie ein wie ein Cowboy. Die Tieren blieben friedlich, wenn sie auch mißtrauisch wurden. Wir machten Aufnahmen.

Das aber schien sie zu verwirren. Tausende von Hufen begannen plötzlich donnernd über die Tundra zu rasen.

Neben ihnen versuchten wir mit der Kamera Schritt zu halten. Wir folgten den fliehenden Tieren. Plötzlich aber änderte die Herde ihren Kurs. De Vinna erschrak tödlich. Die Eingeborenen flohen im letzten Moment, — nur wenige Meter von De Vinna, der obgleich vom plötzlichen Angriff fassungslos, nicht eine Sekunde aufhörte zu drehen, stürmte die Herde vorbei.

De Vinna war kreidebleich. Aber er rührte sich nicht von seinem Platz. Genau so bereit, eher zu sterben, als sich diese wunderbare Sensation entgehen zu lassen, sah ich ihn damals in Afrika, als das Rhinozeros auf ihn zustürmte. Es gibt Helden in jedem Beruf. Er ist ein Held der entdeckenden Kamera. Ich glaube, die Renntierherde hatte mehr Furcht vor ihm, als er vor ihren alles vernichtenden Hufen. Aber das machte sie so gefährlich.

Wieder änderten die Tiere den Kurs. Sie stürmten auf einen Hügel zu. Das gab uns für Minuten Zeit, unsere Apparate in die Kajaks zu bringen und die Eingeborenen wieder zu sammeln.

Von neuem wurde die Herde angetrieben. Wieder donnerten die Hufe flußwärts — und dann schien das Wasser von einer unendlichen, sich bewegenden grauen Kruste überdeckt zu sein — die Köpfe von Tausenden und aber Tausenden schimmernden Renntieren. In winzigkleinen Booten flogen wir längs der Herde entlang. Während unsere Eingeborenen das Letzte gaben, um das Tempo der Tiere zu halten, arbeiteten unsere Kameras.

Wir drehten Tausende von Metern. Wir filmten in Stunden Szenen, die in Minuten am Zuschauer vorüberfliegen werden.

Für uns, die wir dieses Abenteuer durchlebten, kostete es ein großes Maß an Selbstüberwindung, so viele Szenen nicht in den endgültigen Film zu übernehmen. Aber ein Film muß ja einmal zu Ende sein. Und wir hatten das Hart-gegen-uns-selbst-sein eben in Alaska gelernt.

*

Hart war zum Beispiel auch die Walfischjagd. Es ist nicht leicht. Es ist nicht so leicht, Walfischherden aufzutreiben, wie man vielleicht annehmen sollte. Natürlich sieht man welche, aber nur vereinzelte, und nicht die Prachtexemplare, die wir mit der Kamera erjagen wollten.

Ein paar Walfischfänger erzählten uns, daß im Breitengrad der Bering-See in der Nähe der sibirischen Küste alles sei, was wir suchten. Das war offenes Meer. Mit Booten, die mit Harpunen, Leinen und Taljen versehen waren, nahmen wir mit der Nankuk Kurs dorthin. Wir hatten zwei Boote mit Balken zu einem sehr primitiven Floß für die Tonkameras verbunden. Wenn es dort Wale gab — wir waren gerüstet.

Wir kreuzten ziemlich ziellos, bis Freuchen, der den Horizont mit seinem Fernglas absuchte, plötzlich aufbrüllte:

„Da, eine Fontäne“, rief er und wies in die Ferne.

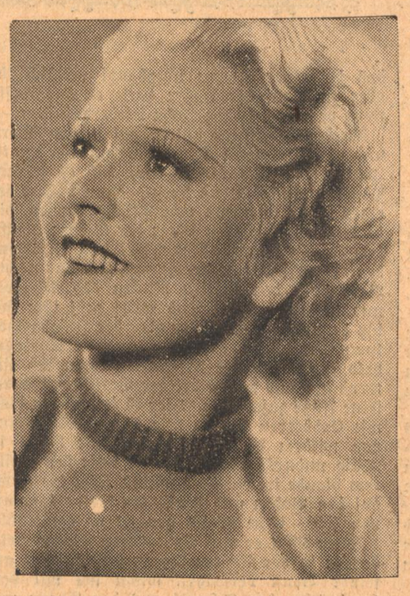
Ich nahm das Glas. Wirklich, ein riesiger Wasserstrahl schlug aus dem Meer, und dann wurde ein Riesen-Walfischschwanz an der Oberfläche sichtbar.

Wir nahmen mit Volldampf Kurs auf den Wal. Bald konnten wir das Riesentier ohne Glas erkennen. Wir gingen in die Boote. Die Eskimos ruderten so vorsichtig, daß kaum ein Laut zu hören war. Wir pürschten bis auf hundert Meter heran, jetzt waren es nur noch fünfzig — jetzt zwanzig.

Mala und seine Leute hielten die Harpunen bereit. Immer näher glitt unser Boot. Uns stockte der Atem. Nur Clyde Devinna schien keine Gefahr zu sehen, denn er drehte.

Pratt, unser Tonmixer, klemmte sich die Hörer über die Ohren. Drei Harpunen rasten gleichzeitig in das Fell des Tieres. Steil stieg der riesige Schwanz aus dem Wasser. Die Seile rollten aus dem Kasten, als das Riesentier, sich wild aufbäumend, zu rasen begann. Geistesgegenwärtig knotete der Eskimo das Seil um einen Bootssparren. Mit Ueber-D-Zug-Geschwindigkeit schoß unser Boot dem Ungetüm nach.

Sehr langsam schien der Walfisch zu ermüden. Das Tier — und damit unser Boot — war von Haifischen, die vom Blutgeruch angelockt wurden, umringt. Die Eskimos zogen die Taue an. Schließlich lagen unsere Kajaks an der Seite des Riesenwals, und wir schleppten ihn zu einem Eisberg, um ihn an Land zu bekommen. — Die weißen Jäger haben explodierende Harpunen und Walfischkanonen. Die Harpunen der Eskimos sind viel leichter. Bei ihnen hängt der Erfolg der Jagd von der Geschicklichkeit ab, mit der sie ihre Boote dirigieren, und man muß sehen, wie sie mit dem Wal spielen — so fängt ein Angler bei uns eine Forelle.



Zwei deutsche Filmdarstellerinnen:

Friedel Pfeta in „Blut und Scholle“.

Liane Haid als „Ihre Durchlaucht die Verkäuferin“.